

22. Romain Rolland: *L'Âme enchantée* (Paris, 1967), S. 209. Eine kurze Zusammenfassung von Rollands Leben und Werk versucht meine Arbeit *Romain Rolland*, Bd. 91 der Serie Köpfe des XX. Jahrhunderts (Berlin: Colloquium, 1979). Die Monographie ist formal für Gymnasiumslehrzwecke gedacht.

23. Die zahlreichen Frauenzeitschriften des 19. und Frauenorganisationen des 20. Jahrhunderts haben zwar ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl bei vielen Frauen erweckt, doch hat sich nur vereinzelt solidarisches, zielorientiertes Handeln daraus ergeben.

24. Mona Knapp, Gerd Labroise (Hrsg.): *Frauen-Fragen in der deutschsprachigen Literatur seit 1945*, = Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik 29 (Amsterdam: Rodopi, 1989), Vorwort der Herausgeber (unpaginiert).

25. Ein guter Anfang dazu ist *Deutsche Literatur von Frauen*, hrsg. von Gisela Brinker-Gabler, Bd. 1: Vom Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts; Bd. 2: 19. und 20. Jahrhundert (München: Beck, 1988). Das Werk bezieht auch soziologische Faktoren in die Analyse ein.

26. Z. B. Vertreterinnen des Matriarchats (Heide Göttner-Abendroth), Feminists (Silvia Bovenachen), Separatismus (Helene Cixous), der "labialen Polymorphie" (Luce Irigaray), u.a. Vgl. Margret Eisler: "Postmoderne Feminisierung", in: *Frauen-Fragen in der deutschsprachigen Literatur seit 1945*, S. 1-35.

27. Zu Ablenkungsmanövern zählt Eisler den Androgynismus, Mode- und Medienkampagnen wie der Rückgriff aufs Mikromini skirt, schultergepolsterte Unisex-Looks und Kinoerfolge wie *Fatal Attraction*, *Three Men and a Cradle*, usw.

28. Auf jeden Fall waren Arbeitstrennung und biologische Faktoren (Schwangerschaft der Frau) dabei bestimmend.

29. Nach einer anfänglichen Geringschätzung der neuen Disziplin hat sie sich an vielen Universitäten etabliert und findet Interessenten beiderlei Geschlechts unter Studenten und Wissenschaftlern.

30. Vgl. z. B. die Wortschöpfung "Kritiker/Innen" in *EuS*. Im amerikanischen Sprachgebrauch hat nach anfänglichem Widerstand der Terminus "Ms." die Form "Miss" im Geschäftsbereich fast vollständig ersetzt. Ebenso wird heute "he or she" mit der weniger populären Variante "s/he" statt dem früheren "he" (für dt. "man") allgemein gebraucht. Im deutschen Sprachgebrauch gibt es eigentlich keine Alternative für "Mannschaft" (daher: Frauenteam) oder "Landmann" (was ist eine "Landmännin"?), "Obmann", usw.

31. Auswahl ist ausschlaggebend. Die amerikanische Organisation für Frauenrecht der größten Mitgliederzahl, National Organization for Women (NOW), besitzt beträchtlichen politischen Einfluß und vertritt z. B. auch die Rechte männlicher Minderheitsgruppen wie jene der Homosexuellen.

Adresse

Prof. Dr. Helene M. Kastinger Riley, College of Liberal Arts, Department of Languages, 201 Strode Tower, Clemson, South Carolina 29634-1515, USA

Gibt es das "Weibliche" und das "Männliche" in den Wissenschaften?

Günter Krampen

((1)) Als Mann begibt "man" sich mit einer Stellungnahme zu den Ausführungen von Bärbel Meurer über "Das 'Männliche' und das 'Weibliche' in der deutschen Kulturgeschichte und die Bedeutung der Kategorie 'Geschlecht' für die

theoretische Begründung der Sozialwissenschaften durch Tönnies, Simmel und Weber" heutzutage in eine geführliche Position. "Man" kann nicht sicher sein, daß alles, was man schreibt, nur dazu genutzt wird "männliche Borniertheiten" (siehe (3)) aufzudecken. Im Prinzip ist daran natürlich nichts auszusetzen, wenn solche Borniertheiten o.ä. tatsächlich vorhanden sind. Allerdings gibt es zu denken, wenn dieses Aufdecken allein aus a priori gegebenen Voreinstellungen und Geschlechterstereotypen (hier dann gegenüber dem "Mann") motiviert ist. Gleichwohl möchte ich mich nicht nur dieser Gefahr aussetzen - mich also nicht drücken -, sondern mich geradezu noch in eine andere Gefahr begeben, die aus dem Fachgebiet (Psychologie), das ich vertrete, seinen Beziehungen zur Soziologie sowie seinem Charakter als Sozial-, Natur- und Geisteswissenschaft resultiert.

((2)) Da ich sowohl den historischen als auch den soziologie-theoretischen Ausführungen (und auch Wertungen) von Bärbel Meurer im wesentlichen zustimme, geht es im folgenden weniger um eine Kritik als vielmehr um Ergänzungen aus psychologischer Perspektive. Solche psychologischen Ergänzungen zu soziologischen Theorien und Kategorien stehen stets in der Gefahr des Reduktionismus soziologischer Kategorien und Konzepte auf psychologische. Dabei werden u.U. gesellschaftliche Fragen und Problemstellungen nicht nur "mit der Lupe" betrachtet, was als eine mögliche Verfeinerung des Zugangs positiv zu bewerten wäre, sondern sie werden allzu häufig auch individualisiert. Dies ist nicht immer positiv zu bewerten ist, da - gerade bei historisch, politisch und gesellschaftlich bedingten Problemen - die sachliche Analyse sehr leicht mit Schuldzuweisungen verknüpft wird, die womöglich auch noch in entsprechende Interventionsvorschläge umgesetzt werden. Ein Psychologismus gesellschaftlicher Probleme führt dann leicht zu individualisierenden Schuldzuweisungen, setzt am Individuum an, wird der Komplexität des Phänomens nicht gerecht, kann - in Interventionen - allenfalls die Anpassung an die gegebenen Verhältnisse verbessern oder scheitert und wirkt damit auf sie stabilisierend. Ist auch die Psychologie seit einigen Jahren um die stärkere Berücksichtigung sozialstruktureller, historischer und politischer Rahmenbedingungen menschlichen Erlebens und Handelns bemüht (vgl. exemplarisch Baltes, 1987; Bronfenbrenner, 1981; Nesselrode & von Eye, 1985), so tut sie sich mit der Realisierung dieses Forschungsprogramms wohl ebenso schwer wie die Soziologie, die immer wieder in der Versuchung steht, soziologische Problemstellung und Konstrukte auf psychologische zu reduzieren (vgl. hierzu exemplarisch Hummel & Opp, 1971). Da gesellschaftliche Probleme und damit auch soziologische Kategorien sich in den Einstellungen, Werthaltungen etc. konkreter Menschen manifestieren, ist - trotz der stets vorhandenen Gefahr des Reduktionismus - die Ergänzung soziologischer Überlegungen um psychologische bzw. die psychologischer um soziologische dennoch anzustreben.

((3)) Die psychologische Ergänzung Soziologie- und Geschichts-kritischer Analysen ist um so mehr angebracht, wenn es - zumindest auch - um die Frage eines "ontologisch

begründeten Geschlechterdualismus" (siehe (2)) geht, der kaum sinnvoll von ontogenetischen Überlegungen zu trennen ist. In der Persönlichkeits- und Entwicklungspsychologie wurden in den siebziger Jahren dieses Jahrhunderts Konzepte entwickelt, die von der traditionellen Annahme, daß Maskulinität und Femininität sich im Sinne "des Männlichen" und "des Weiblichen" gegenseitig ausschließen und - analog zur morphologisch-biologischen Geschlechtsvariable - somit als dichotome Variable zu konzeptualisieren sind, Abstand genommen haben. Grundgedanke des traditionellen Konzepts war ja, daß sich das dichotom definierte morphologisch-biologische Geschlecht - ggfs. über den Umweg der Beschreibung geschlechtsspezifischer biologischer Reproduktionsmerkmale, aus der dann direkt die gesellschaftliche Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau sowie entsprechende soziale Geschlechtsrollen und -normen abgeleitet werden - mehr oder weniger direkt in der kulturell vermittelten, individuellen "Femininität" versus "Maskulinität" widerspiegelt. Anne Constantinople (1973) wies früh darauf, daß sowohl in der Konzeption dieser "Maskulinitäts-Femininitäts-Dimension" als auch in ihren psychometrischen Umsetzungen Geschlechtsrollen-Präferenzen, -Übernahme, -Stereotype und -Identität sowie die sozialpsychologisch bedeutsamen Aspekte präskriptiver und proskriptiver Geschlechtsnormen vermischt werden, und hegte Zweifel an der Dichotomie dieser Variable.

((4)) Diese Kritik wurde von den Autorinnen Sandra Bem (1974) und Janet Spence (siehe etwa Spence & Helmreich, 1978) aufgegriffen und konsequent zum inzwischen bekannten, z. T. leider unscharf popularisierten Konzept der Androgynie weiterentwickelt. Ohne hier auf Differenzen in den Konzeptionen von Bem, Spence u.a. einzugehen, sei nur betont, daß eine Gemeinsamkeit dieser Autorinnen (und auch anderer Autoren) darin besteht, die ausschließlich an der morphologisch-biologischen Geschlechtsvariable orientierte Dichotomie von Maskulinität und Femininität zu Gunsten einer prinzipiellen Trennung von Maskulinität und Femininität als zwei voneinander unabhängige Dimensionen der psychosozialen Geschlechtsidentität aufzuheben. Daraus folgt konzeptuell und auch psychometrisch, daß Femininität und Maskulinität voneinander unabhängig, unipolar definiert werden. Zahlreiche empirische Befunde bestätigen, daß beide Dimensionen um null (also nicht stark negativ!) korrelieren und zudem eine vergleichsweise geringe gemeinsame Varianz mit dem morphologisch-biologischen Geschlecht aufweisen (siehe hierzu etwa Dorothea Bierhoff-Alfermann, 1989; Krampen et al., 1990). Gleichzeitig ergibt sich die Möglichkeit durch die Kombination der (konzeptuell und empirisch voneinander unabhängigen) Femininitäts- und Maskulinitätsdimensionen zu bestimmen, in welchem Maße eine Person (a) eine geschlechtstypische (nicht geschlechtsspezifische) feminine oder maskuline, (b) eine androgyne (hohe Ausprägung beider Dimensionen) oder (c) eine geschlechtstypisch nicht differenzierte Identität entwickelt hat. Die Fruchtbarkeit dieser Konzeption erwies sich u.a. darin, daß mit ihr etwa (die ohnehin schwach ausgeprägten; vgl. hierzu etwa Kay Deaux, 1985) Persönlichkeitsunterschiede

zwischen den morphologisch-biologischen Geschlechtern nicht nur repliziert werden können (trotz der geringen gemeinsamen Varianz zwischen morphologischem Geschlecht und diesen Variablen der geschlechtsbezogenen Identität), sondern daß die psychosozialen Variablen der geschlechtsbezogenen Identität sogar mehr Varianz der Persönlichkeitsvariablen binden als die morphologisch-biologische Geschlechtsvariable (vgl. etwa Bierhoff-Alfermann, 1989; Krampen et al., 1990). Überdies liegen Hinweise dafür vor, daß Androgynie dadurch, daß sie über eine höhere Handlungsflexibilität und -freiheit verfügt, subjektiv zufriedenstellendere zwischenmenschliche Beziehungen und ein höheres Ausmaß an seelischer Gesundheit aufweisen als Personen mit einseitiger geschlechtstypischer Identität (siehe hierzu Bem, 1974; Bierhoff-Alfermann, 1989).

((5)) Im Bewußtsein der Gefahr des Reduktionismus psychologischer Konstrukte auf physiologische, sei trotzdem angemerkt, daß insbesondere die dimensionale Konzeption psychosozialer Geschlechtsvariablen mit neueren Befunden aus der Endokrinologie und Neurologie konvergiert (vgl. etwa Dörner, 1977). Das morphologische Geschlecht, das als kategoriale Bezugsvariable nach wie vor sozialwissenschaftliche Untersuchungen dominiert, ist danach „nur ein Aspekt der biologisch-physiologischen Geschlechtsbestimmung. Hinzu treten die Aspekte des Chromosomen-, Gonaden-, Hormon- und Hypothalamus-Geschlechts, die im Unterschied zur morphologischen Geschlechtsvariable nicht alle ohne weiteres als dichotome, sondern als dimensionale Variablen mit quantitativen Abstufungen zu definieren sind. Die Konzentration auf die morphologische Geschlechtsvariable in sozialwissenschaftlichen Untersuchungen ist somit auch auf dem Hintergrund endokrinologischer Befunde in Frage zu stellen. Sie ist eher ein schwacher, schlechter Indikator sowohl für die biologische als auch für die soziologische und die psychologische Kategorie des "Geschlechts". Hier deuten sich Konvergenzen biologischer, soziologischer und psychologischer Konstruktendifferenzierungen an. Bezogen auf die Psychologie werden sogar ihre Wissenschaftstraditionen als Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaft (siehe hierzu auch Krampen, 1991) deutlich.

((6)) Welche Konsequenzen haben diese ergänzenden Anmerkungen zu Bärbel Meurers historisch-soziologischer Analyse der Kategorie "Geschlecht" für die aktuelle Diskussion um eine wissenschaftstheoretische Begründung einer Frauenforschung (siehe dort (49))? Zunächst ist Bärbel Meurer vollkommen darin zuzustimmen, daß der "Chauvinismus in der Wissenschaft" da, wo er besteht, "seine Ursache weniger im modernen Wissenschaftsbegriff als vielmehr in seiner antirationalen Antithese" hatte. Gefahren für eine Frauenforschung dürften analog eher dann entstehen, wenn der moderne Wissenschaftsbegriff zu Gunsten einer ganz auf "Intuition, Subjektivität und Irrationalismus" (siehe dort (49)) setzenden, "romantischen" Forschungsstrategie radikal abgelehnt wird. Wie Bärbel Meurer richtig darlegt, wird damit eine Ursache des Chauvinismus zum Paradigma der neuen Alternative gemacht. Die im Anschluß gestellte Frage,

ob die Wissenschaftsstandards bislang in bezug auf die Geschlechterverhältnisse eingehalten wurden, bzw. "warum entsprechende Fragestellungen so häufig ignoriert worden sind", ist in ihrem zweiten Teil sicherlich mit Recht gestellt. Hier liegen "Einäugigkeiten" des nach wie vor von Männern dominierten Wissenschaftsbetriebs vor, die abzubauen sind. Dies gilt auch und vielleicht gerade für die Psychologie, in der ein krasses Mißverhältnis der Geschlechterverteilung unter den Studierenden zu der unter den Forschenden besteht.

((7)) Fragen und Probleme werden u.a. auch durch persönliches Interesse und persönliche Betroffenheit zum Thema wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht (vgl. hierzu auch Ingeborg Stahr, 1990), was inzwischen nicht nur im Konstruktivismus mit der "pragmatisch-intentionalen Selektivität" des wissenschaftlichen Modellismus anerkannt wird (siehe hierzu etwa Stachowiak, 1973). Darauf verweist nicht nur - aber doch recht deutlich - der enorme Beitrag, den Forscherinnen in den letzten Jahrzehnten zur Neukonzeption der Forschung zur psychologischen Kategorie "Geschlecht" geleistet haben. Um dies zu pointieren, wurden Autorinnen - im Unterschied zu Autoren - oben bei ihrer ersten Erwähnung stets mit dem Vornamen zitiert. Gleichwohl gibt es keine Argumente dafür, diese Thematik - ebenso wie andere - "geschlechtsspezifisch" im Sinne von Frauenforschung zu belegen. Männern können dazu ebenso wertvolle Beiträge - dies deutet sich ja auch in den Ausführungen von Bärbel Meurer über die Webers an - vorlegen. Die Ausgangsfrage, ob es das "Männliche" und das "Weibliche" in den Wissenschaften gibt, ist daher für die Forschenden differenziert auf dem Hintergrund ihrer geschlechtsbezogenen Identität zu beantworten, für die Forschung und ihre Standards zu verneinen. Ob entsprechende Fragestellungen aufgegriffen werden, ist auf jeden Fall in stärkerem Maße von der - sowohl historisch und gesellschaftlich als auch ontogenetisch bedingten - geschlechtsbezogenen Identität als von der morphologisch-biologischen Geschlechtsvariable abhängig.

Literatur

- Baltes, P.B. (1987). Theoretical prepositions of life-span development psychology. *Development Psychology*, 23, 611-626.
- Bem, S.L. (1974). The measurement of psychological androgyny. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 42, 155-162.
- Bierhoff-Altermann, D. (1989). *Androgynie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bronfenbrenner, U. (1981). *Die Ökologie der menschlichen Entwicklung*. Stuttgart: Klett.
- Constantinople, A. (1973). Masculinity - femininity: An exception to a famous dictum? *Psychological Bulletin*, 80, 389-407.
- Deaux, K. (1985). Sex and gender. *Annual Review of Psychology*, 36, 49-81.
- Dörner, G. (1977). Hormon dependent differentiation, maturation and function of the brain and sexual behavior. *Endokrinologie*, 69, 306-320.
- Hummel, H.J. & Opp, K.D. (1971). Die Reduzierbarkeit von Soziologie auf Psychologie. Braunschweig: Vieweg.
- Krampen, G. (1991). Die Standbeine der Psychologie: Geisteswissenschaften, Naturwissenschaften, Umgangswissen. *Ethik und Sozialwissenschaften*, 2, 70-72.
- Krampen, G., Effertz, B., Jostock, U. & Müller, B. (1990). Gender differences in personality: Biological and/or psychological? *European Journal of Personality*, 4, 303-317.
- Nesselroade, J.R. & von Eye, A. (Eds.) (1985). *Individual development and social change*. Orlando, FL: Academic Press.
- Spence, J.T. & Helmreich, R.L. (1978). *Masculinity and femininity*. Austin, TX: University of Texas Press.
- Stachowiak, H. (1973). *Allgemeine Modelltheorie*. Wien: Springer.
- Stahr, I. (1990). Thesen zu theoretischen Ansätzen der Identitätsentwicklung von Frauen und ihre Kritik. In I. Stahr & A. Schlüter (Hrsg.), *Wohin geht die Frauenforschung?* Köln: Böhlau.

Adresse

Prof. Dr. Günter Krampen, Universität Trier, FB I - Psychologie, Postfach 3825, D(W)-5500 Trier

Geschlecht als soziologische Kategorie: Brauchen wir einen neuen Grundbegriff?

Jan Künzler und Horst Pfrang

((1)) Aus der Gegenüberstellung von Tönnies und Simmel ("antirational") auf der einen und Weber ("rational") auf der anderen Seite zieht Meurer den Schluß: Eine Analyse der Geschlechterverhältnisse scheint vom Rationalitätsansatz aus prinzipiell möglich (49). Dieser Satz ist einerseits gegen die Begründung einer feministischen Wissenschaftstheorie gerichtet, die bisherige Erkenntnismethoden, Erkenntnisse und deren sprachliche Formulierung als phallo- bzw. logozentrisch verwirft und einen ganz neuen, genuin weiblichen Wissenschaftsansatz fordert. Meurer lehnt eine isolierte Frauenforschung ab und versteht Männer- und Frauenbilder sowie Geschlechterverhältnisse als Produkt der jeweiligen ökonomischen, gesellschaftlichen und kulturellen Verhältnisse. Insoweit fordert sie von der Frauenforschung die Einlösung eines Anspruchs, der von der bestehenden Soziologie zumindest teilweise erfüllt wird. Sie scheint aber andererseits an der Soziologie die Vernachlässigung der Kategorie "Geschlecht" zu kritisieren. Letztlich bleibt sie aber eine Antwort auf die Frage nach der Bedeutung von "Geschlecht" als Kategorie der allgemeinen Soziologie schuldig und klammert alle aktuellen Ansätze aus der Betrachtung aus.

((2)) Meurer wendet sich ganz entschieden gegen Geschlecht als ontologische Kategorie. Leider bleibt aber unbestimmt, was mit "ontologisch" gemeint sein soll. Sie scheint damit jede Postulierung fundamentaler Wesensunterschiede zwischen den Geschlechtern zu meinen und bewertet eine solche Position als antirational. Dieser Vorwurf ist auf Tönnies, Simmel und Teile der neueren Frauenforschung (z.B. Gilli-